



Was sollte man bloß mit den Arabern machen? Schon als junger zionistischer Siedler in Palästina hielt Israels Staatsgründer David Ben-Gurion den Konflikt für unlösbar.

Zwei Seelen in einem Körper

Von TOM SEGEV

Ben-Gurion, 1948

An einem Wintermorgen des Jahres 1908, kurz nach Sonnenaufgang, schritt ein junger Einwanderer gedankenverloren in frischer Ackerfurche dem von zwei Ochsen gezogenen Pflug hinterher. Er war 22 Jahre alt, hieß David Grün und war Arbeiter auf einer Farm in Obergalliläa; von einer nahen Anhöhe aus konnte man den See Genezareth sehen.

In der Nähe lag ein arabisches Dorf namens Sedschera. Einen Großteil der Böden von Sedschera hatte eine jüdische Siedlerorganisation Ende der 1890er Jahre von arabischen Großgrundbesitzern erworben. Einst hatten palästinensische Bauern sie bewirtschaftet; nun sollte die Modellfarm der Ausbildung jüdischer Landwirte dienen. Wenn man die Erde Palästinas pflügte, käme man unwillkürlich ins Träumen, schrieb Grün an seinen Vater: „Mit seinem Zauber und seiner Farbenpracht ist das Land selbst ein Traum.“ Bald darauf gab er sich einen hebräischen Namen: Ben-Gurion.

Zwei Jahre zuvor war Grün aus Plonsk, einer polnischen Kleinstadt, die damals zum russischen Zarenreich gehörte, nach Palästina eingewandert, dem Land seiner zionistischen Sehnsucht. In den Briefen an den Vater zu Hause schwärmte er von der Farm, „unserem Sedschera“: Alle Angestellten seien Juden, keine „Fremden“, wie er die Araber nannte. Deswegen fühle er sich in „heimatlicher Umgebung“ und sei glücklich.

Fast alle jüdischen Bauern im Land beschäftigten damals arabische Arbeiter. Sie waren erfahrener als die jüdischen Neueinwanderer, gefügiger und vor allem billiger. Ben-Gurion forderte diese Landwirte auf, ihre arabischen Arbeiter zu entlassen und durch Juden zu ersetzen. „Der wichtigste Grundsatz unseres nationalen Aufbauwerks ist die hebräische Arbeit“, schrieb er.

Die Debatte über die künftigen Beziehungen zwischen Juden und Arabern begleiteten den politischen Zionismus von Anfang an. Ein jüdischer Revolutionär namens Ilja Rovnowitz, der in Russland lebte, fragte bereits 1886, als die erste große Einwanderungswelle nach Palästina längst begonnen hatte: „Aber was soll man mit den Arabern machen? Werden die Juden sich bereitfinden, Fremde unter den Arabern zu sein, oder wollen sie die Araber in Fremde in ihrer Mitte verwandeln?“

Einige christliche Zionisten ließen sich seinerzeit noch zu der These hinreißen, Palästina sei ein Land ohne Volk – für ein Volk ohne Land. Auch manche Juden glaubten das; Ben-Gurion gehörte nicht dazu. Er war sich der Tatsache bewusst, dass Hunderttausende Araber im Land lebten, und meinte trotzdem, dass es den Juden gehöre. Arabische Arbeiter durch jüdische zu ersetzen, sah er als „Eroberung der Arbeit“. Später schrieb Ben-Gurion: „Wir arbeiten nicht – wir erobern. Erobern ein Land. Ein Lager von Eroberern sind wir ... Wir arbeiteten und eroberten und waren siegesfroh.“

Aber noch war der Sieg fern. Am 12. April 1909 überfielen Araber die Modellfarm Sedschera, und einige der Siedler jagten ihnen nach, darunter Ben-Gurion.



Ben-Gurion mit Familie, 1923

Plötzlich hörte er einen Freund, der rief: „Ich bin getroffen“ und zu Boden fiel. „Ich eilte zu ihm, und er war schon tot“, schrieb Ben-Gurion später: „Ich wusste, ich hätte genauso gut umkommen können wie er, nur durch Zufall hat es ihn getroffen ... Seither weiß ich – man kann dem Tod nicht entronnen.“

Das war sein erster blutiger Zusammenstoß mit Arabern – und eines von zwei Schlüsselereignissen, die seine Einstellung zum Konflikt prägten. Sie verdrängten sein Bild von der Überfahrt 1906 nach Jaffa, wo er die ersten Araber, die er je sah, als „große Kinder, gutherzig und leicht zugänglich“ beschrieb.

Das zweite Ereignis war eine Begegnung mit einem arabischen Freund aus Studienzeiten in Istanbul 1915. Damals

herrschten noch die Osmanen in Palästina. Kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs verwiesen sie Ben-Gurion wegen verbotener zionistischer Aktivitäten des Landes. Einige Tage vor seiner Abreise traf er auf seinen einstigen arabischen Kommilitonen und erzählte ihm, dass er das Land verlassen müsse. Der erwiderte: „Als dein Freund bedaure ich deine Ausweisung, als Araber freut sie mich.“ Ben-Gurion erzählte diese Geschichte immer wieder.

So ging Ben-Gurion ins Ausland und hielt dort Vorträge. Die zionistische Bewegung, versicherte er darin häufig, würde den Arabern nicht schaden. Im Gegenteil: Sie würde die Entwicklung des ganzen Landes vorantreiben, zum Besten all seiner Bewohner, Juden wie Araber. Die Juden würden zur Mehrheit werden, aber auch die Bürgerrechte der Araber zu respektieren wissen.

In New York verbrachte Ben-Gurion lange Tage in der Bibliothek, um ein Buch über die Geschichte und Geografie Palästinas zu schreiben. Darin vertrat er die These, die meisten arabischen Bauern dort seien im Grunde gar keine Araber, sondern Nachkommen der Juden, die vor der arabischen Herrschaft vorwiegend als Bauern im Land gelebt hatten. Als die Araber Anfang des 7. Jahrhunderts Jerusalem einnahmen, hätten die meisten Juden den Islam und die arabische Sprache übernommen und auf diese Weise überlebt. Danach seien allerlei Mischidentitäten entstanden, aber die meisten arabischen Bauern im Westen Palästinas gehörten einer einheitlichen Rasse an. Ben-Gurion hegte keinerlei Zweifel: „Viel jüdisches Blut fließt in ihren Adern, das Blut jüdischer Bauern.“

Aus der Wissenschaft erntete diese These harsche Kritik; staatspolitisch bedeutete sie, dass die Juden ihr Land gar nicht verlassen hatten, sondern es zu Hunderttausenden noch bewohnten. Damit wäre der schlagende Beweis erbracht, dass der Zionismus keinen Zwist mit den örtlichen Bauern verlangte, die nur aufgrund ihrer Religion als „Araber“ bezeichnet würden.

Als Ben-Gurion Ende 1918 nach Palästina zurückkehrte, stand Großbritannien im Begriff, das Mandat für das von den Osmanen eroberte Palästina anzutreten und damit Hilfe bei der Errichtung einer „nationalen Heimstätte“ für das jüdische Volk zu leisten. Die Araber verstärkten ihren Widerstand. Im Juni 1919 trafen sich die führenden Köpfe der



Suche nach Opfern eines Bombenanschlags in Jerusalem, 22. Februar 1948

jüdischen Bevölkerung, um über die Spannungen zu beraten.

Einige Wortführer verlangten eine Friedensinitiative, vor allem angesichts der Vertreibung arabischer Pächter von den Böden, die die zionistische Bewegung erwarb. Ben-Gurion, der inzwischen eine sozialdemokratische Arbeiterorganisation gegründet hatte, äußerte sich kurz und bündig: „Alle sehen, dass die Judenfrage für die Araber schwierig ist, aber nicht alle sehen, dass es keine Lösung für diese Frage gibt. Keinerlei Lösung. Es besteht eine Kluft, und nichts kann diese Kluft ausfüllen.“

Ganz offen erklärte er: „Wir wollen Palästina für unsere Nation. Die Araber wollen Palästina für ihre Nation ... Ich wüsste nicht, welcher Araber damit einverstanden wäre, dass Palästina den Juden gehören soll.“

Als Vorschläge zur Annäherung der beiden Völker gemacht wurden, etwa dafür zu sorgen, dass die Juden Arabisch und die Araber Hebräisch lernten, antwortete Ben-Gurion sarkastisch: Die Araber würden nicht zustimmen, dass Palästina den Juden gehören sollte, selbst wenn diese Arabisch lernten; andererseits sei es ihm gleichgültig, wenn der Araber, der den Juden umbringe, Hebräisch könne.

Bald darauf schlug der arabische Widerstand in organisierte Gewalt um, vor allem 1921 und 1929 wurden viele jüdische Einwanderer ermordet. Und je stärker dieser Widerstand über die Jahre wurde, desto sicherer war sich Ben-Gurion, dass der Konflikt nicht zu lösen, sondern nur zu verwalten sei. Und auch die Erkenntnis, die er aus dem Überfall aus Sedschera mitgenommen hatte, fand er bestätigt: Das ist der Preis des Zionismus.

Von 1933 an wanderten Zehntausende Juden nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nach Palästina aus. Damit stärkten sie die jüdische Präsenz dort. Die ansässigen Araber reagierten 1936 mit einem Generalstreik und gewaltsamen Ausschreitungen. Ben-Gurion suchte das Gespräch mit den Anführern. Er versuchte, ein Einverständnis zu erreichen, schlug etwa vor, das Land in Kantone oder autonome Regionen aufzuteilen, solange die Juden nur nach Palästina einwandern durften. Aber vergebens. Die Araber ließen sich auch nicht von Ben-Gurions wiederholten Versprechungen beeindruckt, man wolle das Land zum Wohl aller Einwohner entwickeln. Einer von ihnen, der palästinensische Politiker Musa Alami, sagte einen

Satz, den Ben-Gurion unzählige Male zierte: Soll Palästina sogar noch hundert Jahre unterentwickelt bleiben, solange die Araber es nur selbst entwickeln.

Als nationalistischer Politiker zeigte Ben-Gurion viel Verständnis für die eigenen nationalen Bestrebungen der Palästinenser. Der große Streik habe eine klare Botschaft gesendet, sagte er: Die arabische Bevölkerung des Landes verlange Unabhängigkeit. Er äußerte überraschenden Respekt für eine „organisierte und disziplinierte Bevölkerung“, die ihre nationalen Ziele mit politischer Reife demonstrierte und gegen den Raub ihrer Heimat mit Hingabe, Idealismus und Todesmut kämpfte. Wäre er Araber, schrieb er weiter, würde auch er rebellieren, sogar noch stärker, erbitterter und verzweifelter.

Die wiederkehrenden Wellen der Gewalt brachten die britische Mandatsregierung zu der Einsicht, dass das Land nicht zu regieren war. Deshalb schlug sie 1937 in einem ihrer zahlreichen Pläne zur Eindämmung des Konflikts vor, das Land in zwei Staaten, einen für Juden, einen für Araber, zu unterteilen. Ben-Gurion, seit 1935 Vorsitzender der Jewish Agency, der offiziellen jüdischen Vertretung, stimmte der Teilung zu, anders als

viele seiner Mitstreiter. Er meinte, man dürfe keine Gelegenheit versäumen, Unabhängigkeit zu erlangen; Grenzen könnten man auch später noch erweitern.

In dem britischen Vorschlag erkannte er sogar einen „Riesenvorzug“: Nach der Festlegung der Teilungsgrenzen sollten die Araber aus dem Gebiet des jüdischen Staats evakuiert werden. „Ein erzwungener Transfer“, vermerkte Ben-Gurion und unterstrich die Worte. Dieser Grundsatz sollte ihn bis an sein Lebensende leiten: Eine jüdische Mehrheit in einem Teil des Landes ist besser als eine jüdische Minderheit im ganzen Land.

Der Plan ließ sich auf friedliche Weise nicht umsetzen; die Teilung kam dann zehn Jahre später als Folge eines Krieges.

Unterdessen hatte in Europa der Holocaust gewütet, fast sechs Millionen Juden waren von den Nationalsozialisten ermordet worden. In Lagern saßen Zehntausende jüdische KZ-Häftlinge, die niemand auf der Welt haben wollte. In Palästina konnten sie Unterschlupf finden. Aber ihre Zahl war zu gering, um dort eine jüdische Mehrheit zu schaffen. Ein Geheimbericht, den ein führender Statistiker der Hebräischen Universität in Jerusalem 1944 anfertigte, enthielt eine düstere Prognose: Um in fünf Jahren eine Mehrheit von zwei bis drei Prozent zu erreichen, bräuchte man eine Million jüdische Einwanderer. Aber selbst dann werde der jüdische Bevölkerungsanteil im Lauf der Zeit wieder sinken. Um das zionistische Mehrheitsziel zu erreichen, empfahl der Bericht deshalb, „einen großen Teil“ der arabischen Landesbewohner „auf friedlichen Wegen“ in arabische Staaten umzusiedeln.

Am 29. November 1947 votierte die Uno-Vollversammlung für einen Teilungsplan, der vorsah, Palästina in zwei Staaten zu verwandeln mit Jerusalem als neutraler Enklave, und die zionistische Bewegung stimmte zu. Wie bereits zehn Jahre zuvor glaubte Ben-Gurion, dass sich die Gebietsgrenzen mit der Zeit erweitern lassen würden. Die Araber aber wiesen auch diesen Vorschlag zurück und setzten auf Krieg. Er sollte rund 750 000 Araber zu Flüchtlingen machen: Das war die „Nakba“, wie die Palästinenser bis heute ihre nationale Katastrophe nennen.

Rund die Hälfte von ihnen verlor ihr Heim, noch bevor Ben-Gurion am 14. Mai 1948 den Staat Israel proklamierte. Auch deshalb beschlossen fünf arabische Staaten, darunter Ägypten, Trans-

jordanien und Irak, den neuen jüdischen Staat anzugreifen, um ihn gleich wieder von der Landkarte zu löschen. Der Krieg dauerte bis Mitte 1949 und brachte Israel den Sieg. Unterdessen waren weitere Hunderttausende Araber obdachlos geworden und ins Exil gegangen.

Als die Spannungen wuchsen, verließen manche Araber aus eigenem Antrieb ihre Häuser, vor allem solche, die reich genug waren, andere flohen vor den Kämpfen. Viele wurden vertrieben. Ein Teil des in staatlichen israelischen Archiven lagernden Materials über den Krieg ist der Forschung noch unzugänglich. Es gibt Anzeichen dafür, dass Israel Dokumente über Kriegsverbrechen zurückhält, die von israelischen Soldaten begangen wurden.

Die der Wissenschaft bereits zugänglichen Akten enthalten einen militärischen Einsatzplan, der als „Plan D“ bekannt ist: Arabische Dörfer, die gegen das israelische Militär gekämpft hatten, seien zu räumen, heißt es darin. Nach einer Aussage Yitzhak Rabins, Heereschef im Unabhängigkeitskrieg, hatte er Ben-Gurion gefragt, was mit den Bewohnern der Städte Ramla und Lod zu tun sei, die die israelische Armee demnächst erobern würde. Ben-Gurion antwortete mit einer Geste, die Rabin als Anweisung zur Vertreibung auslegte und danach handelte. In einem Vorschlag, den Ben-Gurion der Regierung 1948 zur Entscheidung vorlegte, empfahl er, Galiläa zu erobern und dabei rund hunderttausend

arabische Bewohner zu vertreiben, „ganz Galiläa zu säubern“. Der Plan wurde 14 Tage später ausgeführt.

Trotzdem ist zweifelhaft, ob sich irgendwo in den noch unter Verschluss gehaltenen Akten ein strategischer Vertreibungsbefehl mit Ben-Gurions Unterschrift befindet. Die Vertreibung verlangte kein Gesamtprogramm, Ben-Gurions Kampfgeist als Befehlshaber genügte. Er war jetzt 62 Jahre alt, ein untergesetzter Mann mit weißer Löwenmähne; sein Charisma verlieh seiner Führung fast unbegrenzte Macht.

In den ersten Monaten des Staates konzentrierte sich Ben-Gurion auf die Organisation der jüdischen Masseneinwanderung aus Europa und den arabischen Staaten, die Juden wegen des Kriegs mit Israel verlassen mussten. Ende 1949 erreichte die jüdische Bevölkerungszahl in Israel erstmals eine Million. Viele Neuankömmlinge wurden in Wohnungen eingewiesen, die vorher Arabern gehört hatten. Die Zahl der Araber lag damals bei über 150 000, heute sind es mehr als 1,5 Millionen, gut 20 Prozent der israelischen Bevölkerung.

Ben-Gurion, der den Arabern immer Gleichberechtigung zugesichert hatte, gab ihnen das aktive und passive Wahlrecht für die Knesset, unterstellte sie jedoch einer Militärverwaltung, die ihnen viele Beschränkungen auferlegte und auch ihre Böden beschlagnahmte. Jedes Verlassen des Dorfes, sei es zur Arbeit, zu einem Arztbesuch oder zu einer Familienfeier, verlangte eine Sondergenehmi-



Kabinett unter Premier Ben-Gurion (M.) mit Präsident Yitzhak Ben-Zvi, 1952



Ben-Gurion
mit Enkel Uri in
der Wüste
Negev, 1967

gung des Militärgouverneurs, der sie nach Gutdünken erteilte oder versagte. Die Aufgaben bestanden bis 1966, also noch nach dem Ende der Amtszeit Ben-Gurions.

Bis zu seiner endgültigen Amtsniederlegung 1963 beschäftigte ihn der israelisch-arabische Konflikt mehr als jedes andere Thema. Nun glaubte er umso fester, dass man mit Arabern nur dann leben könne, wenn man sie von jedem Widerstand abschreckte. Dafür hielt er keine Waffe für zu furchtbar, und so brachte er die atomare Option nach Israel. Mitte der Fünfzigerjahre entstand der israelische Atomreaktor in der Nähe der Wüstenkleinstadt Dimona. Der Bau, der fast 20 Jahre dauerte, spiegelt die Lehren aus dem Holocaust wider.

Dimona schreckte jedoch Terroristen nicht davon ab, über die Grenzen einzudringen; viele von ihnen waren Söhne der Flüchtlinge, die im Gazastreifen saßen. Mehrmals erwog Ben-Gurion, Gaza zu erobern, unterließ es jedoch zunächst, unter anderem, weil er befürchtete, diesmal würden die arabischen Einwohner nicht flüchten, und es gebe auch keinen Ort, an den man sie vertreiben könnte.

Doch 1956 unternahm die israelische Armee einen Feldzug, um die Sinai-Halbinsel und auch den Gazastreifen von den Ägyptern zu erobern. Der Suezkrieg war der zweite Krieg, den Ben-Gurion führte, diesmal gemeinsam mit Frankreich und Großbritannien. In diesem Stadium schien er schon etwas von seinem Realitätssinn eingebüßt zu haben, denn anders ist kaum zu erklären, wie er auf die Idee gekommen war, zwei untergehende Kolonialstaaten könnten ihm den neuen Nahen Osten einrichten, von dem er träumte. Und tatsächlich scheiterten sie.

Beim nächsten Krieg, der im Juni 1967 ausbrach, war Ben-Gurion schon

dabei, seine Memoiren zu schreiben. Vier Tage vor Kriegsbeginn übertrug er Zahlen in sein Tagebuch, die er in einem 19 Jahre alten Zeitungsausschnitt gefunden hatte. Dort hieß es, alle Beobachter überschätzten die palästinensischen Flüchtlingszahlen. Selbst mit einem guten Fernglas seien nicht mehr als 300 000 auszumachen. Ben-Gurion hielt diese Information für wert, in seinem Tagebuch verewigt zu werden. Er bemerkte nicht, warum ihn das Thema plötzlich umtrieb: Das Flüchtlingsproblem verfolgte ihn unablässig wie eine Erbsünde, die er abzuschütteln suchte. Anfang Juni 1967 vermutete er wohl auch, der bevorstehende Krieg würde Israel erneut mit der palästinensischen Bevölkerung konfrontieren. Und so war es.

Viele dachten damals, Israels Sieg und die Besetzung ägyptischer, jordanischer und syrischer Gebiete werde den Konflikt zu seinem Ausgangspunkt zurückbringen und eine Friedenschance eröffnen; auch Ben-Gurion schien das zu glauben. Müsste er zwischen den eroberten Gebieten ohne Frieden oder den alten Grenzen mit Frieden wählen, sagte er, dann würde er sich für die zweite Möglichkeit entscheiden. Israel brauche keine anderthalb Millionen Araber mehr.

Später zeigte sich, dass er seine Worte mit Bedacht gewählt hatte. Die arabischen Staaten boten Israel keinen Frieden im Tausch gegen die Gebiete an, und Ben-Gurion hatte auch nicht alle Gebiete gemeint: Auf die Altstadt von Jerusalem, die seit 1948 unter jordanischer Herrschaft gestanden hatte, wollte er auf keinen Fall wieder verzichten. Später erklärte er, auch die Golanhöhen sollten Syrien nicht zurückgegeben werden.

Gleich nach der Eroberung Ostjerusalems Anfang Juni 1967 entdeckte Ben-

Gurion ein Straßenschild auf Arabisch und Englisch: „Al Burak“, so heißt das Reittier, das Mohammed von Mekka nach Jerusalem gebracht haben soll. „Das muss runter“, erklärte er in seinem typischen bestimmenden Ton, der andere veranlasste, seine Anweisungen widerspruchslos zu folgen. Und so geschah es. Einige Tage später verlangte er auch, die Altstadtmauern abzureißen, um die Vereinigung der Stadt sichtbar zu machen. Zum großen Glück gehorchte man ihm diesmal nicht.

An einem jener Tage erinnerte sich Ben-Gurion an Musa Alami, den palästinensischen Politiker, mit dem er im Generalstreik 30 Jahre zuvor das Gespräch gesucht hatte. Ben-Gurion machte ihn in London ausfindig und wollte ihn zur Rückkehr bewegen. Die Telefonleitung war stark gestört. In seinem Tagebuch verzeichnete Ben-Gurion das kurze Gespräch, das gewissermaßen die ganze Geschichte der Beziehungen zwischen Israelis und Palästinensern enthält: „Er hörte mich nicht, obwohl ich ihn hörte. Dann wurde die Leitung besser. Er hörte mich, aber ich ihn nicht.“

Ben-Gurion hatte recht und unrecht. Zwei arabische Staaten, Ägypten und Jordanien, beschlossen Jahre später, Friedensverträge mit Israel zu unterzeichnen. Das geschah, weil die Feindschaft zu Israel nie wirklich ihren nationalen Interessen entsprochen hatte.

Beim Konflikt mit den Arabern Palästinas hingegen stoßen zwei nationale Identitäten aufeinander, und diese gleichen zwei Seelen, die partout nicht in einem Körper wohnen möchten. So manche Historiker wollten schon den Finger auf die Stelle legen, an der die Friedenschance verpasst wurde. Je länger der Konflikt andauert, desto mehr erhärtet sich jedoch der Verdacht, dass eine solche Chance nicht verpasst wurde, weil es sie nie gegeben hat – genau wie Ben-Gurion es schon 1919 sagte.

Beinahe hundert Jahre und mehrere Zehntausend Tote später übernehmen wohl die meisten Israelis und Palästinenser seine These und verkünden einstimmig, dass der Konflikt zwischen ihnen unlösbar sei. Bisher sind alle noch bereit, den Preis dafür zu zahlen. Wie Ben-Gurion. *Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.*

Tom Segev, 1945 in Jerusalem geborener Historiker und Journalist, ist Autor zahlreicher Bücher zur Geschichte Israels. Derzeit schreibt er eine umfassende Biografie Ben-Gurions.